Anführung und Abstraktion
Zur Seinsweise sprachlicher Entitäten

Jan Schreiber
Universität Duisburg-Essen
Fachbereich Geisteswissenschaften
Institut für Philosophie
D-45117 Essen
jan.schreiber@uni-duisburg-essen.de

Abstract: According to Davidson (1979), a quotation is a deferred ostension that refers to a linguistic type via a displayed token. Many contemporary philosophers, however, tend to avoid any reference to abstract entities such as types. Among the arguments against accepting their existence are epistemological reservations: How can a philosopher who defends an empiricist epistemology (in the broadest sense of the term) account for our ability to »grasp« abstract objects, given their purported causal inertness? Aren't we committed to some sort of implausible rationalism or Platonism if we admit abstract objects among the furnishings of our universe? I will briefly sketch a Fregean-in-spirit theory of abstraction that construes linguistic types as sets of tokens. It will hopefully make it plausible that there is no need to eschew linguistic types in a theory of quotation, because they only commit us to the existence of sets, which aren't dubious at all: They have precisely those properties we bestow upon them via our set-theoretic axioms. Furthermore, I will show how abstraction processes can be used to disambiguate quotations. Eventually, this will shed some light on the question what kind of objects linguistic entities are.

Einleitung

Die Frage, was genau geschieht, wenn wir uns mittels eines in Anführungszeichen gesetzten Ausdrucks auf ebendiesen Ausdruck beziehen, spielt in der analytischen Philosophie seit ihren Anfängen eine gewisse Rolle.

Bereits Frege widmet sich dem Thema in einer kurzen Passage in *Über Sinn und Bedeutung*. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind es namentlich u. a. Carnap, Tarski und Quine, die sich in den Einleitungskapiteln ihrer Texte zur Logik und formalen Semantik dazu äußern. Etwa seit den sechziger Jahren melden sich verstärkt auch Sprachphilosophen im engeren Sinne zu Wort. Seit ungefähr 15 Jahren nun lässt sich ein vermehrtes Interesse in der Sprachphilosophie und Linguistik verzeichnen. Belege sind etwa das 2003 erschienene Sonderheft des *Belgian Journal of Linguistics*, das sich ausschließlich dem Thema Anführung widmet, sowie die Dissertation von Manfred Harth (2002), die im selben Jahr mit dem Stegmüller-Preis ausgezeichnet wurde.

Diese jüngere, neu belebte Debatte ist größtenteils eine Auseinandersetzung zwischen der Identitätskonzeption der Anführung, nach der ein angeführter Ausdruck »für sich selbst steht«, und der auf Davidson zurückgehenden Ostensionskonzeption, der zufolge die Anführungszeichen sozusagen als die Zeigefinger einer innersprachlichen Ostension fungieren:

> On my theory, which we may call the demonstrative theory of quotation, the inscription inside [the quotation marks] does not refer to anything at all, nor is it part of any expression that does. Rather it is the quotation marks

> that do all the referring, and they help refer to a shape by pointing out something that has it. (…) The singular term is the quotation marks, which may be read ›the expression a token of which is here‹.[1]

An dieser Stelle nun einen Zusammenhang zum Thema Abstraktion herstellen zu wollen, erscheint auf den ersten Blick vielleicht exzentrisch oder jedenfalls einigermaßen weit hergeholt. Dieser Eindruck verschwindet jedoch (hoffentlich), wenn man sich vor Augen führt, dass sich Sprecher mit einem in Anführungszeichen gesetzten Ausdruck kaum jemals auf das Token beziehen wollen, das sie selbst äußern. In der Mehrheit der Fälle wollen wir uns mit einer Anführung vielmehr auf einen Type, einen sprachlichen Typus beziehen. Wenn jemand beispielsweise sagt

(1) Gestern Abend hast du noch gesagt »Ich liebe dich«!

so will der Sprecher der Adressatin nicht das von ihm selbst gerade geäußerte Token des Satzes »Ich liebe dich« gleichsam unterjubeln, sondern ausdrücken, dass sie ein Token desselben Types geäußert hat. Types sind, im Unterschied zu Tokens, wesentlich »gemeinsames Eigentum von vielen«.[2]

Es ist der Grundgedanke von Davidsons Ansatz, dass hier eine indirekte Ostension[3] stattfindet: Der Sprecher produziert ein Token des in Frage stehenden Types, um sich mit dessen Hilfe auf den Type zu beziehen, von dem es eben ein Token darstellt. Und der Type ist ein abstrakter Gegenstand, der als solcher selbst nicht vorgeführt werden kann.

Ich möchte meine folgenden Ausführungen in zwei Teile gliedern: Zunächst gebe ich eine kurze Darstellung des Verfahrens der mengentheoretischen Abstraktion und möchte plausibel machen, dass die meisten (oder jedenfalls viele) derjenigen Entitäten, die wir als sprachlich bezeichnen, in einem bestimmten, technischen Sinne abstrakt sind. Ich betrachte dies als einen ersten Schritt zu einer Theorie des ontologischen Status oder der »Seinsweise« sprachlicher Gegenstände.

Im zweiten Teil möchte ich skizzieren, wie Abstraktionsverfahren dazu dienen können, Anführungen zu desambiguieren. Der Grundgedanke dabei ist, dass das Referenzobjekt einer Anführung in fast allen Fällen durch ein Abstraktionsverfahren identifiziert werden kann, das von dem Token zwischen den Anführungszeichen seinen Ausgang nimmt.

Ich bin mir im darüber Klaren, dass die prominente Rolle, die ich abstrakten Gegenständen zuspreche, noch dazu bei einem so einfachen und alltäglichen Vorgang wie der Bezugnahme auf sprachliche Gebilde, zum Widerspruch förmlich

1 Davidson (1979), S. 90.
2 Frege (1892), Fußnote 5.
3 So übersetze ich Quines (1969) Wendung »deferred ostension«.

herausfordert. Viele zeitgenössische Philosophen neigen eher dazu, die Bezugnahme auf Abstrakta zu vermeiden, weil sie befürchten, sich damit auf einen unplausiblen Rationalismus oder Platonismus festzulegen.
Aufgrund derartiger Skrupel ist bereits auf verschiedenste Weise versucht worden, sprachlichen Entitäten einen nicht-abstrakten Status zuzuschreiben: beispielsweise indem Anführungen als generelle Terme (statt als Nominatoren für Abstrakta) aufgefasst werden,[4] oder indem »eine Ontologie wiederholbarer [konkreter] Ereignisse«[5] postuliert wird. Herman Cappelen und Ernest Lepore haben in ihrem Aufsatz *Varieties of Quotation* von 1997 aus demselben Grund eine neue Version der Ostensionskonzeption der Anführung entwickelt, die ohne Bezug auf Abstrakta auskommen soll. Der harmlos aussehende Satz

(2) »rot« ist ein Wort

wird bei ihnen zu

(3) $\bigwedge x\,(\mathrm{ST}(x, \text{that}) \rightarrow \mathrm{W}_{\text{token}}(x))$: rot

Lies: »Everything that same-tokens *that* is a word token« (wobei sich das »that« auf das Token nach dem Doppelpunkt bezieht).
Ich hoffe jedoch, dass das Abstraktionsverfahren, das ich im ersten Teil meines Vortrags darstellen werde, zumindest die erkenntnistheoretischen Bedenken ausräumen kann, die gegen die Annahme von Abstrakta ins Feld geführt werden.

Die Theorie der Abstraktion

Das Abstraktionsprinzip

Ich möchte nun erläutern, inwiefern Abstraktionsverfahren zur Beantwortung der Frage beitragen können, was sprachliche Gegebenheiten überhaupt sind.
In allen Varianten der modernen Abstraktionstheorie findet sich der auf Frege zurückgehende Grundgedanke, dass von einer zwischen den Konkreta bestehenden Äquivalenzrelation (einer »generischen« oder »qualitativen Gleichheit«) zur Identität (»numerischen Gleichheit«) der jeweiligen Abstrakta übergegangen werden soll:

4 Lejewski (1981).
5 Roden (2004), S. 191.

– Gleichschwere Körper haben dasselbe Gewicht;
– gleichmächtige Mengen haben dieselbe Kardinalzahl (Hume's principle);
– parallele Geraden haben dieselbe Richtung;
– gestaltgleiche Zeichen-Tokens repräsentieren denselben Zeichen-Type.

Aus diesen Beispielen lässt sich ein allgemeines Schema extrahieren, das ich das Abstraktionsprinzip nennen möchte:[6]

(4) $\Phi(\alpha) \wedge \Phi(\beta) \rightarrow (\alpha \Pi \beta \leftrightarrow \kappa_{\Pi}(\alpha) = \kappa_{\Pi}(\beta))$

Dabei ist κ_{Π} ein abstraktiver Funktor bzgl. Π, Π Gleichheitsprädikator, Φ einstelliger Bereichsprädikator für Konkreta (»Körper«, »Menge«, »Gerade« usw.). »Gleichheit« bedeutet dasselbe wie »Äquivalenzrelation«, nämlich eine Relation, die reflexiv, symmetrisch und transitiv ist.

Dieses Prinzip ist bemerkenswert unkontrovers und philosophisch neutral. Platonisten (wie etwa Frege und einige Neofregeaner) und Konstruktivisten (beispielsweise in der Erlanger Tradition) akzeptieren diesen Grundgedanken gleichermaßen.

Ein Dissens besteht jedoch bezüglich der Frage, wie die Funktion dieses Prinzips genau zu verstehen ist. Die meisten Platonisten, darunter Frege, verstehen das Abstraktionsprinzip als ein *epistemisches* Prinzip, das uns sagt, wie uns Abstrakta trotz ihrer kausalen Inaktivität kognitiv zugänglich oder, in Freges Worten, »gegeben sein« können, während Konstruktivisten es meist als Konstruktions- oder Definitionsverfahren betrachten.

Ich möchte zu dieser Frage hier nicht Stellung beziehen. Eines lässt sich aber festhalten: Die erkenntnistheoretische Frage nach der kognitiven Zugänglichkeit von Abstrakta scheint mir damit in ausreichendem Maße geklärt. Ob Abstrakta in einem gewissen Sinne unabhängig von uns existieren oder nicht – das Abstraktionsprinzip sagt uns, wie wir sie erkennen können, ohne uns auf zweifelhafte Fähigkeiten des Verstandes (wie Wesensschau oder ähnliches) berufen zu müssen. Insofern ist die Existenz von Abstrakta vereinbar mit einer im weitesten Sinne empiristischen Erkenntnistheorie.

6 G. Siegwart (1993), S. 637, spricht unter Verweis auf Frege demgegenüber von einem »Umverteilungsschema«: »Wir ersetzen also das Zeichen [der Parallelität in der Aussage 'a || b'] durch das allgemeinere =, indem wir den besondern Inhalt des ersteren an a und b verteilen.« Frege (1884), S. 75.

Abstrakte Gegenstände als Klassen

Frege hat bereits darauf hingewiesen, dass uns das Abstraktionsprinzip kein universell anwendbares Identitätskriterium für Abstrakta an die Hand gibt. Es ist als Identitätskriterium nur auf Aussagen der Form

(5) $\kappa_\Pi(\alpha) = \kappa_\Pi(\beta)$

anwendbar. Am Beispiel illustriert: Im Rückgriff auf ein vorgängiges Kriterium der Parallelität von Geraden lässt sich zwar die Frage, ob die Richtung der Geraden g mit der Richtung der Geraden h identisch ist, stets beantworten. Die Frage beispielsweise, ob die Richtung einer gewissen Geraden g identisch mit Julius Cäsar ist, bleibt hingegen unentscheidbar. In der Philosophie der Mathematik ist dies als das Cäsar-Problem bekannt. Aus dem Blickwinkel der Definitionstheorie betrachtet, kann man festhalten, dass (4) die Forderung nach der Eliminierbarkeit des Definiendums verletzen würde, wenn es als Definition(sschema) angeboten würde.

Die Lösung, die Frege uns dafür anbietet, hat auf den ersten Blick durchaus gegenintuitive Züge. Er war der Ansicht, dass die meisten unserer Intuitionen über Abstrakta, allen voran das Abstraktionsprinzip, zu Theoremen werden, wenn wir Abstrakta mit Äquivalenzklassen (oder in seiner Terminologie: mit Begriffsumfängen) identifizieren. Für den Fall der Anzahlen gibt er die berühmte Definition:

> Die Anzahl, welche dem Begriffe F zukommt, ist der Umfang des Begriffes »gleichzahlig dem Begriffe F«.[7]

Analog lässt sich beispielsweise die Richtung einer gegeben Geraden g mit der Klasse aller zu g parallelen Geraden identifizieren. Wir erhalten demnach das folgende allgemeine Definitionsschema:

(6) $\kappa_\Pi(\alpha) = \{\xi \mid \alpha \Pi \xi\}$

In Worten: Das Abstraktum zu α unter einer gegebenen Äquivalenzrelation Π ist die Menge der ξ, die in der Äquivalenzrelation Π zu α stehen.

Zugegebenermaßen ist dieser Vorschlag auf den ersten Blick nicht unbedingt einleuchtend. Frege macht sich in den *Grundlagen der Arithmetik* selbst (sinngemäß) den Einwand, man stelle sich unter einer Richtung doch etwas anderes vor als eine Menge.[8] Dazu an dieser Stelle nur zwei Bemerkungen:

(i) Eine Menge haben wir uns unter einer Richtung wohl nicht gerade vorgestellt; aber unser Ausgangsproblem war ja gerade, dass wir nicht wussten, *was* in aller Welt

7 Frege (1884), S. 79f.
8 Frege (1884), S. 80.

wir uns darunter vorstellen sollten. Die meisten werden sich wahrscheinlich gar nichts vorstellen, oder einfach eine gerade Linie, die sich in nichts von dem unterscheidet, woran sie bei einer Geraden denken. Unsere Intuition leitet uns offenbar in positiver Hinsicht nicht, sondern rebelliert nur gegen eine ungewohnte Sichtweise.

(ii) Die Adäquatheit des Vorschlags zeigt sich, wenn Definition (6) tatsächlich im Zusammenspiel mit anderen Ausdrücken Anwendung findet. Das Anstarren einer isolierten Definition kann eigentlich nur Verwirrung stiften. Wichtig ist insbesondere, dass die Identifikation von Abstrakta mit Mengen uns positive und negative Identitätskriterien (gemäß dem Slogan »no entity without identity«) für abstrakte Entitäten an die Hand gibt.

Sprachliche Gegenstände als Abstrakta

Zum Begriff des Types

Es ist eine weithin akzeptierte Meinung, dass es sich bei vielen sprachlichen Gegebenheiten um Abstrakta handelt. Musterbeispiele sind die sogenannten »emischen« im Gegensatz zu den »etischen« Einheiten, also etwa Phoneme, Grapheme usw.

Beginnen wir mit dem Begriff des Types. Welche Gleichheit/Äquivalenzrelation ist für eine Explikation der Type-/Token-Begrifflichkeit heranzuziehen? Hätten wir eine nicht-zirkuläre Charakterisierung der Sametokening-Relation von Cappelen und Lepore bei der Hand, wären wir für Types bereits am Ziel. Was Sametokening jedoch sein soll, darf ersichtlich nicht bereits unter Rückgriff auf den erst einzuführenden Begriff des Types geklärt werden, wenn man das hier skizzierte Projekt und die Herausforderung der Abstrakta-Skeptiker ernst nimmt.

Anders und vielleicht präziser ausgedrückt: Wer Types für unproblematisch hält, dürfte auch bereit sein,

(7) $\bigwedge\mathfrak{a}\bigwedge\mathfrak{b}\,\left(\mathfrak{a}\,\mathrm{ST}\,\mathfrak{b} \leftrightarrow \mathrm{Type}(\mathfrak{a}) = \mathrm{Type}(\mathfrak{b})\right)$

als Explikation des zweistelligen Prädikators »ST« zu akzeptieren. Wer hingegen gerade den Begriff des Types für tendenziell problematisch hält, kann (7) zwar als Richtschnur einer Definition[9] von »Type« akzeptieren, muss aber etwas zur Bedeutung von »ST« sagen.

Ich möchte deswegen empfehlen, mit einer Reihe von basalen Wahrnehmungsprädikaten zu beginnen. Für Types bietet sich die Relation der Gestaltgleichheit zwischen Tokens an.

9 Wegen des Cäsar-Problems nur als Richtschnur, nicht als die Definition selbst.

Als Instantiierung des Abstraktionsprinzips (4) ergibt sich damit für den Spezialfall der Type-Token-Relation:

(8) $\bigwedge\mathfrak{a}\bigwedge\mathfrak{b}\,(\mathfrak{a}\ \varepsilon\ \text{Token} \wedge \mathfrak{b}\ \varepsilon\ \text{Token} \rightarrow (\mathfrak{a}\cong\mathfrak{b} \leftrightarrow \text{Type}(\mathfrak{a})=\text{Type}(\mathfrak{b})))$

Dabei sollen »$\mathfrak{a}$« und »$\mathfrak{b}$« Tokens bezeichnen, das Zeichen »$\cong$« steht für die Relation der Gestaltgleichheit zwischen ihnen. »Type« ist in diesem Fall der abstraktive Funktor (kurz: Abstraktor) κ bzgl. Ähnlichkeit. Als Instantiierung des Schemas (6) lässt sich notieren:

(9) $\bigwedge\mathfrak{a}\,(\mathfrak{a}\ \varepsilon\ \text{Token} \rightarrow \text{Type}(\mathfrak{a})=\{\mathfrak{x}\mid\mathfrak{a}\cong\mathfrak{x}\})$,

in Worten: Der Type zu einem Token $\mathfrak{a}$ ist die Menge der zu $\mathfrak{a}$ gestaltgleichen Tokens.
Wie die Relation der Gestaltgleichheit genau zu bestimmen ist, entzieht sich m. E. der Kompetenz des Philosophen – ganz bestimmt aber meiner. Man kann hier eine Schnittstelle zur empirischen Wahrnehmungsforschung sehen. Vielleicht muss man an dieser Stelle auch gar nicht besonders viel Scharfsinn investieren und kann sich mit dem lapidaren Hinweis begnügen, dass die Kompetenz, gestaltgleiche Zeichenfolgen wiederzuerkennen, genau diejenige ist, die wir uns in den ersten Schuljahren (teils recht mühsam) aneignen, wenn wir Lesen und Schreiben lernen.[10]

Desambiguierung von Anführungen

Nach Davidson ist eine Anführung, wie eingangs bereits angesprochen, stets eine indirekte ostensive Bezugnahme auf einen Type. Fasst man Types als Abstrakta unter der Äquivalenzrelation der Gestaltgleichheit auf, dann lässt sich also nach dem bisher Gesagten der Satz

(10) »Rot« hat drei Buchstaben

wahlweise durch eine der folgenden (äquivalenten) Aussagen wiedergeben:

(11) Der Type, von dem dies hier $\rightsquigarrow$Rot$\leftsquigarrow$ ein Token ist, hat drei Buchstaben[11]

(12) $\iota\alpha$ ($\rightsquigarrow$Rot$\leftsquigarrow$ ist-ein-Token-von α) hat drei Buchstaben

(13) $\{\mathfrak{a}\mid\mathfrak{a}\cong{\rightsquigarrow}\text{Rot}{\leftsquigarrow}\}$ hat drei Buchstaben

(Griechische Buchstaben sollen hier überall Variable für Types sein, kleine Frakturbuchstaben Variable für Tokens.)
Trotz gewisser Restvagheiten ist zu sehen, dass die oben angedeutete Relation der Gestaltgleichheit relativ eng ist und insofern zu einer eher restriktiven Konzeption

10 Einige programmatische Hinweise zur Gestaltgleichheit finden sich in Schreiber (2008), 64ff.
11 Die geschlängelten Pfeile sind Token-Anführungszeichen im Sinne von Reichenbach (1947), § 50.

der Anführung führt. In manchen Zusammenhängen ist dies gerade eine wünschenswerte Eigenschaft (etwa für das Betreiben formaler Syntax); unsere sprachliche Praxis ist damit aber nicht zufriedenstellend beschrieben.
Besonders Laurence Goldstein hat auf diesen Punkt hingewiesen.[12] Man kann, um Goldsteins Beispiel aufzugreifen, korrekt und verständlich schreiben

(14) Baby, don't say ›don't‹,[13]

obwohl man *erstens* die angesprochene Person nicht dazu auffordern will, keine Farbpartikel zu äußern, und obwohl es *zweitens* nicht einmal unbedingt auf den Wortlaut ankommt: Auch eine Äußerung von »no«, »not now, honey«, selbst des Deutschen »Lass doch, Schatz!« o.ä. kann man unter Umständen als Nichtbefolgen der Aufforderung (14) auffassen.[14] Wenn ein Ausdruck angeführt wird, dann soll oft davon abgesehen werden, ob er nun graphisch oder akustisch realisiert wird (»läuft« ist einsilbig); sehr oft soll von der Flexionsform abgesehen werden (»Sie läuft« enthält das Wort »laufen«); gelegentlich soll mit einer Anführung gar nicht auf den Ausdruck selbst, sondern auf seine Bedeutung (im nicht-fregeschen Sinn) Bezug genommen werden.[15]
Die Grundintuition, die im folgenden skizziert werden soll, lautet: Das direkte Objekt der Ostension bleibt in all diesen Fällen gleich; was sich ändert, ist das indirekte Objekt. Im »formalen Modell« kann man alle derartigen Fälle durch Bildung geeigneter Vereinigungsmengen (alternativ durch Erweiterung der Äquivalenzrelation) abdecken; ggf. auch durch einen zweiten Abstraktionsschritt (vom Token zum Type und von dort zur Bedeutung).
Als *Type* definieren wir z.B. wie gehabt:

$$\text{»läuft«} = \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{läuft}\leftsquigarrow\}.$$

Als *Wort im graphischen Sinne* (»$^{\mathsf{s}}$« wie »schriftlich«):

$$^{\mathsf{s}}\text{laufen}^{\mathsf{s}} = \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{laufen}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{laufe}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{läufst}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{läuft}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{lauft}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{lief}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{liefst}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{lieft}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{liefen}\leftsquigarrow\} \cup \{\alpha|\alpha \cong \rightsquigarrow\text{gelaufen}\leftsquigarrow\}$$

Als *Wort im phonetischen Sinne* kann man im Rückgriff auf die (hier im Dunkeln bleibende) lautliche Gleichheit Lgl definieren:

$$^{\mathsf{P}}\text{laufen}^{\mathsf{P}} = \{\alpha|\alpha \text{ Lgl /ˈlaʊfən/}\} \cup \{\alpha|\alpha \text{ Lgl /ˈlaʊfə/}\} \cup \ldots \cup \{\alpha|\alpha \text{ Lgl /gəˈlaʊfən/}\}$$

12 Goldstein (1984); vgl. auch Cappelen/Lepore (1997).

13 Dies ist eine Textstelle in dem Lied *Don't* von Elvis Presley (1957).

14 »For when Elvis says ›Baby, don't say »don't«‹, he is not just requiring his baby to refrain, when confronted with a certain request, from uttering tokens of the same phonetic shape as ›don't‹, but from uttering any tokens that mean the same.« Goldstein (1984), S. 4.

15 Manche Autoren führen für den letzteren Fall eigene »Bedeutungs-Anführungszeichen« ein, z.B. Eco (1975), S. 9: »Le virgolette quadre (‹xxxxx›) chiariscono che ci si sta riferendo al contenuto di una espressione, al significato di un significante.« Vgl. auch Russell (1905), S. 485f.: »When we wish to speak about the *meaning* of a denoting phrase, as opposed to its *denotation*, the natural mode of doing so is by inverted commas.«

Beim *Lexem* wird zusätzlich von der akustischen oder graphischen Realisierung abgesehen:

$^{\mathsf{L}}$laufen$^{\mathsf{L}}$ = $^{\mathsf{S}}$laufen$^{\mathsf{S}}$ $\cup$ $^{\mathsf{P}}$laufen$^{\mathsf{P}}$

Je nachdem, auf welcher Abstraktionsstufe man die Bedeutung ansiedeln möchte, kann man auch noch Bedeutungs-Anführungszeichen einführen, beispielsweise so:

$^{\mathsf{B}}$laufen$^{\mathsf{B}}$ = $\{\xi | \xi$ Synonym $^{\mathsf{L}}$laufen$^{\mathsf{L}}\}$

Hätte der King of Rock‘n’Roll über ein solches Instrumentarium verfügt, so hätte er beispielsweise eindeutiger schreiben (zugegebenermaßen aber schwerlich singen) können:

(15) Baby, don’t say $^{\mathsf{P}}$don’t$^{\mathsf{P}}$

oder auch stärker

(16) Baby, don’t say $^{\mathsf{B}}$don’t$^{\mathsf{B}}$.

Gerade die Mehrdeutigkeit von Anführungen in natürlichen Sprachen macht die Ostensionskonzeption der Anführung deskriptiv sehr plausibel: Das indirekte Objekt der *deferred ostension* kann je nach Kontext ein anderes sein, das mit dem direkten Objekt in verschiedener Weise assoziiert ist. Die Ostensions-Konzeption »erklärt« die Mehrdeutigkeit natürlichsprachlicher Anführung im einfachen Sinne des Covering-law-Modells: Die Verwendung von Anführungszeichen ist als Spezialfall der indirekten Ostension auch ebenso uneindeutig wie diese. Wie bei jeder indirekten Ostension ist also auf Seiten des Adressaten eine gewisse Kreativität erforderlich.

Literatur

CAPPELEN, Herman/LEPORE, Ernest (1997): »Varieties of Quotation.« *Mind* 106, 429–450.

DAVIDSON, Donald (1979): »Quotation«. *Theory and Decision* 11, 27–40. Zitiert nach dem Wiederabdruck in: ders.: *Inquiries into Truth and Interpretation.* Oxford 1984, 79–92.

ECO, Umberto (1975): *Trattato di semiotica generale*, Mailand.

FREGE, Gottlob (1884): *Die Grundlagen der Arithmetik.* Breslau. Zitiert nach der Reclam-Ausgabe von Joachim Schulte, Stuttgart 1987.

FREGE, Gottlob (1892): »Über Sinn und Bedeutung.« *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik,* NF 100, 25–50.

GOLDSTEIN, Laurence (1984): »Quotation of Types and Other Types of Quotation.« *Analysis* 44, 1–6.

HARTH, Manfred (2002): *Anführung. Ein nicht-sprachliches Mittel der Sprache.* Paderborn.

LEJEWSKI, Czesław (1981): »Propositional Attitudes and Extensionality.« In: Edgar Morscher/Otto Neumaier/Gerhard Zecha (Hgg.): *Philosophie als Wissenschaft. Paul Weingartner gewidmet.* Bad Reichenhall, 211–228.

QUINE, Willard V. O. (1969): »Ontological Relativity.« In: ders: *Ontological Relativity and Other Essays.* New York u.a., 26–68.

REICHENBACH, Hans (1947): *Elements of Symbolic Logic.* New York 1966 ([1]1947); greifbar auch in der dt. Übersetzung: *Grundzüge der symbolischen Logik* (= Gesammelte Werke Bd. 6, hg. A. Kamlah und M. Reichenbach). Wiesbaden 1991.

RODEN, David (2004): »Radical Quotation and Real Repetition.« *Ratio* 17, 191–206.

RUSSELL, Bertrand (1905): »On Denoting.« Mind 14, 479–493.

SCHREIBER, Jan (2008): *Anführung. Sprachphilosophische Überlegungen zur Nomination sprachlicher Entitäten*, Saarbrücken.

SIEGWART, Geo (1993): »Zur Explikation abstraktiver Vokabeln im (Anti)Realismusstreit. Ein Vergleich von Abstraktionsprozeduren.« In: Allgemeine Gesellschaft für Philosophie in Deutschland (Hg.): *Neue Realitäten. XVI. Deutscher Kongreß für Philosophie: Sektionsbeiträge II.* Berlin, 632–639.